Baron von Besenval

Autor(en): **Ernst, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **3 (1935-1936)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-759250

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Baron von Besenval

von Fritz Ernst

Die heute beinahe erloschene Familie Besenval stammt aus dem piemontesischen Aostatal, das durch den Großen und den Kleinen St. Bernard gleichermaßen mit Frankreich und der Schweiz verbunden ist. In der Folge blieb das Geschlecht bei allen Ortsveränderungen diesen beiden Ländern vorzugsweise zugehörig. Seine Verpflanzung nach Solothurn erfolgte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch Martin Besenval, der als Teilhaber eines Augsburger Juweliers auch die verhältnismäßig üppige Ambassadorenstadt an der Aare zu bereisen pflegte und sich schließlich daselbst dauernd niederließ, um überraschend schnell zu Ehren und zu Ämtern aufzusteigen; er wurde binnen kurzer Frist Mitglied des Großen Rates und später Landvogt zu Lauis, wie Lugano bei den Schweizern damals hieß. Hans Jakob Leu, der in seinem Helvetischen Lexikon Martin Besenvals Lebenslauf zusammenfaßt, teilt ferner mit, daß derselbe «Anno 1646 die Herrschaft Byss samt dem dazugehörigen Dorf Deidesheim, und Anno 1657 auch Herrschaft und Flecken Brunnstadt samt dem Dorf Riedesheim, in dem obern Sundgau unweit Mühlhausen, mit hohen und niedern Gerichten an sich erkauft, und Anno 1655 von König Ludovico XIV. von Frankreich mit einem Adels- und Ritterbrief begabet worden, wie er dann auch Anno 1653 eine Kompagnie unter der kgl. französischen Garde bekommen». Unter Martins Nachkommen dauerte der Aufstieg fort: einer seiner Söhne wurde Schultheiß der Republik Solothurn, einer seiner Enkel Gesandter Frankreichs an den nordischen Höfen und später in Warschau, von wo er eine hochgeborne Gattin, die Gräfin Katharina Bielinska, nach Frankreich zurückbrachte. Diese Ehe wurde umso bedeutsamer, als auch der König von Frankreich eine polnische Adelige heiratete: Katharina Bielinska gehörte irgendwie zum Clan der Marie Lesczinska. Sie ließ sich aber dadurch nicht beirren und gab das zu verstehen. Voltaire war zugegen, als Katharina Bielinska auf die Frage nach dem Grad ihrer Verwandtschaft mit der Königin antwortete, Königinnen seien überhaupt niemals verwandt. Voltaire versäumte nicht, das hübsche Wort der Nachwelt mitzuteilen. Auch sein Antipode kannte die schöne Polin. Rousseau vermerkt die Rolle, die

Katharina Bielinska in seinem an Bitternissen reichen Leben spielte, im siebenten Buche der «Confessions».

Jener französische Gesandte in Warschau war der Vater, Katharina Bielinska die Mutter unseres Barons P. J. V. de Besenval, in dessen Adern also nur von Seiten der Großmutter und der Urgroßmutter solothurnisches Blut geflossen ist. Die Schweizer Historiker haben ihn aber, und zwar mit Recht, darum nicht übersehen, während Sainte-Beuve mit eben so viel Recht ihn seinen Lesern vorstellte als den, nächst Benjamin Constant, französischsten der Schweizer.[1] Es ergibt sich daraus, daß eine Betrachtung über P. J. V. de Besenval nichts weniger als eine Neuheit ist. Sie braucht gleich ein wenig eine bloße Wiederholung darzustellen. Die Biographie überhaupt ist in den letzten Jahrhunderten meistens nur schwer oder praktisch gar nicht zu erschöpfen. In unserem Falle aber legen besondere Umstände eine besonders große Zahl von Perspektiven nahe. Besenval hat nicht nur ein sehr ausführliches Selbstzeugnis hinterlassen, dasselbe handelt zudem von einer der merkwürdigsten Epochen der Vergangenheit: der Vorgeschichte und der Frühgeschichte der Französischen Revolution. Den Höhepunkt derselben hat er nicht mehr erlebt. Er starb ohne die traurige Genugtuung, daß es begründete Schwarzseherei gewesen war, was ihn so oft den Schatten Karls I. von England hatte heraufbeschwören lassen. Seine sogenannten Memoiren, das heißt die Gesamtheit seiner fragmentarischen Aufzeichnungen über sich und seine Zeit, die postum während des Kaiserreichs erschienen, gerieten schon in eine neue Welt. Aber auch in dieser bewirkten sie einen Sturm der Entrüstung, welcher seine Familie veranlaßte, die Authentizität des Dokumentes zu bestreiten. Und in der Tat können wir im einzelnen den Wortlaut, da wir das Manuskript nicht mehr besitzen, keineswegs beschwören. Aber in der Hauptsache ist nicht daran zu denken, Besenval von Verdienst und Schuld, wie er sie darlegt, als unbewiesen loszusprechen. Wohl ist es richtig, daß man bei ihm auf Schritt und Tritt Schwankungen des Urteils wahrnimmt — gleich richtig aber, daß sie an dieser merkwürdigen

[1] Wir zitieren mit Bewunderung Oswald Schmids Basler Dissertation von 1913: «Der Baron von Besenval (1721—1791).» Sainte-Beuves Artikel von 1857 steht in den «Causeries du lundi.» XII, 492 ff. Einen Kupferstich des jungen Besenval findet man in Martin Gisi: «Französische Schriftsteller in und von Solothurn» (Solothurn 1898).

Persönlichkeit durchaus überzeugend wirken. Was vor uns ausgebreitet wird, das ist ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Von den vier Bänden der «Mémoires de M. le Baron de Besenval» ist der letzte so selten, daß ihn nicht einmal der Katalog der Pariser Nationalbibliothek aufweist. Er ist aber für die Kenntnis des Autors durchaus unentbehrlich. Er enthält seine frühen Aufzeichnungen und deckt mit voller Deutlichkeit seine geistige Abstammung auf. Ich weiß nicht, ob man versucht hat, den Punkt aufzuzeigen, an welchem die laienhafte Kontemplation der Seele, die der Renaissance geläufig war, in die absolute Analyse überging. Der Übergang liegt bei den französischen Moralisten, die auch den weitern Weg von der moralischen Skepsis zum Zynismus restlos zurücklegten. Bei Chamfort lesen wir den Ausspruch eines jungen Mannes, der seinen frommen Hang zum Kloster in die Worte kleidete, er wolle nun einmal hinein und wäre es auch um den Preis der Hölle. Dieser Weltstandpunkt, kurz aber unmißverständlich ausgedrückt, ist auch der Besenvals; es gibt keinen andern Beweggrund unter Menschen, als die Selbstsucht und kein andres Ziel als den Genuß. Nun war ihm natürlich wohlbekannt, welche mannigfachen Hindernisse sich der Erreichung dieses Ziels entgegenstellen. Der ganze vierte Band, von welchem hier zunächst die Rede ist, stellt eine Art Katalog der Kalamitäten dar, die unser in der Welt warten. Es war ihm ebenso vertraut, wie wenig Wahrscheinlichkeit vor allem besteht, auf diesem Weg den sittlichen Gefahren zu entgehen, nur daß dieselben, statt ihn abzuschrecken, ihn unwiderstehlich angezogen haben. Schrieb er doch einem Vertrauten, der ihn voll und ganz verstehen konnte, schrieb er doch an den jungen Crébillon: «Je me connais un grand penchant à succomber — Ich bekenne mich zu meiner starken Neigung, zu erliegen».

Das Leben gab ihm zur Betätigung dieser Neigung reichliche Gelegenheit. Das damalige Frankreich war sein vorbestimmtes Ruhmesfeld. Eine rasche Laufbahn als Offizier vom polnischen Thronfolgekrieg bis zum Ringen gegen Friedrich den Großen stellte seinen Fähigkeiten ein glänzendes Zeugnis aus. Stete Geistesgegenwart und Witz machten jede Verwendung, zu der man ihn erkor, zum Genuß für den Auftraggeber. Vom Inspektorat über die Schweizer Truppen schritt er fort zum Kommando über die Territorial-Armee. Diese Stellung erheischte eine beständige Fühlung mit dem Hof, die Besenval weit über die Amtsnotwendigkeit erweiterte — er wurde

ein unentwegt politisierender und erfolgreich intrigierender General. Über seinen leichtern Tageszielen vergaß er nicht die drohenden Zeichen der Epoche. Die unheimliche Zersetzung ringsum war ihm wohlbekannt. Er kannte die Übel ohne Zahl und den allgemeinen Widerwillen, die bittern Medizinen einzunehmen. Nur ein Wunder, meinte er, könne Frankreich retten, und im Grunde glaubte er an keine Wunder. Was sich vor ihm abspielte, nannte er eine Tragödie, gespielt von Komödianten und verhehlte nicht sein Vergnügen, dem freilich gut gespielten Stücke beizuwohnen. Ich kenne kaum ein zweites Beispiel einer so vernichtenden Kritik der Zeit, verbunden mit einer so unbedingten Solidaritätserklärung. «Ich segne den Himmel», schrieb er im Jahre 1784, «daß er mich leben ließ unter der Regierung Ludwigs XV. und seines Nachfolgers.»

Dieser Nachfolger, mit dem sich um seiner Katastrophe willen die halbe Welt abgegeben hat, war dessen Enkel Ludwig XVI. Besenval bemerkte mit untrüglichem Scharfsinn, bei welcher Gelegenheit die endgültige Richtung dem Untergang entgegen eingeschlagen wurde: das war die Notabelnversammlung von 1787, welche die Kraft nicht fand, der Revolution von unten durch eine entschlossene Reform von oben zu begegnen. Der Memorialist hat damals den Eindruck der Wendung, sozusagen unter Klios Augen, festgehalten. Wir glauben zu seinen Ehren zu handeln, wenn wir sein Situationsgemälde, wenigstens in der Verkleinerung, wie sie durch unsern Zweck gefordert wird, hier mitteilen: «Die Krise, so schreibt Besenval, in der Frankreich sich seit der Notabelnversammlung befindet, stellt ein allzu denkwürdiges Ereignis dar, als daß ein Historiker die Fülle der Ereignisse, die sich seither überstürzten, nicht in ihrer genauen Folge wissen sollte. Was mich indessen anbetrifft, den nur das Bedürfnis, vor sich selber Rechnung abzulegen, zur Feder greifen läßt, ich darf wohl dasjenige herausgreifen, was mir besonders nahe liegt, ohne der Kette der Ereignisse zu folgen, zumal es mir mehr um die Motive als die Wirkungen zu tun ist. Der Klerus, gezwungen, seine enormen Privilegien zu gestehen und sich einer angemessenen, vielleicht sogar proportionalen Besteuerung anzubequemen, außerstande sich den Forderungen des ganzen Königreiches zu entziehen, verschanzte sich hinter Formen, das heißt das alte Recht, sich geschlossen zu versammeln und sich selber zu taxieren. Der Adel, empört darüber, am Hof nicht mehr zu dominieren, wo unter der Maske der allge-

meinen Gleichheit die Verwirrung den Platz der Etiquette und des Ansehens eingenommen hatte, fing an, bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu demonstrieren. Die Anglomanie, ein Zug der Jugend und der Frauen, erhob sich allmählich von der Bewunderung der Jockeys zur gefährlicheren Staatsbetrachtung. Das Bürgertum, in seinem Nichts von heute, bereitete sich still auf die Rolle vor, die es ganz sicher morgen spielen würde. Der Geist allgemeiner Aufsässigkeit und der Zusammenprall entgegengesetztester Interessen erzeugten schließlich eine Karikatur von Bürgerkrieg, der ohne Häupter, ohne Dolche, ohne Gift und Blutvergießen, doch ebensoviel Übel zählte. Am Gegenpol dieser Krise, die er hätte überwinden sollen, sah man einen König, dessen edles Äußere doch nicht imponieren konnte. Nichts Reineres als die Gesinnung Ludwigs XVI., der leider bei geradem Sinn und tugendhaftem Herzen weichlich schwächlichen Charakters ist. Er liebt Lektüre und Zeitvertreib in Einsamkeit. Aus sich allein erwarb er sich ein ordentliches Wissen, versteht lateinisch und englisch, sehr gut Geographie, Geschichte und drückt sich korrekt aus. Aber ständig vor Entschließungen gestellt, befindet er sich ständig in der Verlegenheit der Fürsten, die zur Regierung gelangen ohne alle Welt- und Gesetzeskenntnis. Obschon sein Vertrauen so leicht zu erwerben wie zu verlieren und er an sich den Frauen keineswegs verfallen ist, hatte er der Königin eine Gewalt über sich eingeräumt, welche an Hörigkeit grenzte. Sei es aus dem Gefühle ihrer Überlegenheit, sei es aus Furcht oder aus Liebe — Tatsache ist, daß er ihr niemals widerstand und daß ich tausendfach Zeuge war, wenn er, sowie die Königin auch nur den Mund auftat, einen Ausdruck von Beflissenheit annahm, den selbst die angebetetste Geliebte nur selten zu erzeugen weiß. Die Königin nun, hübsch, ja bezaubernd wenn sie wollte, in der Haltung der geborenen Herrscherin eines so eleganten und so liebenswürdigen Volkes wie die Franzosen sind, entbehrte doch auch vieler Eigenschaften, die ihre Stellung erheischt hätte. Ihr Bedürfnis nach Geselligkeit hat alle höfischen Formen zertrümmert und sie einer Repräsentation entzogen, die sich mit diesem Bedürfnis nicht vereinigen ließ. Ohne geistlos zu sein, blieb sie doch ohne alle Bildung. Außer einigen Romanen hat sie nie ein Buch geöffnet. Sie begehrte nicht einmal die Kenntnisse, die man in der Geselligkeit erwerben kann; jedes Gespräch, das eine ernste Wendung nehmen will, erzeugt in ihr eisige Gleichgültigkeit. Ihre Unterhaltung ist zusam-

menhanglos, sprunghaft, unstät. Ohne eigne Fröhlichkeit, hält sie sich an die letzte Anekdote, den neusten gut versteckten Hieb, die médisance des Hofes, die sie zu beglücken scheint. Zugänglich, durchaus nicht wählerisch, bleibt sie doch immer kalt — ohne ihre Verbindung mit Frau von Polignac hätte man sagen können, sie wisse nicht, was Freundschaft sei . . .» [1]

Das waren die Menschen und Verhältnisse von 1788, die dann im Folgejahr 1789 gewogen und zu leicht befunden wurden. Die Verantwortung Besenvals war hiebei besonders groß, indem ihm um die Zeit der Einberufung der Reichsstände das unmittelbare Kommando über die in der Hauptstadt konzentrierten Schweizergarde übertragen worden war. Seine Aufgabe bestand außer der Gewähr der gesetzlichen Ordnung im Schutz besonders gefährdeter Gebäude, wie der im Mittelpunkt des allgemeinen Hasses stehenden Bastille. Jedermann weiß, daß Besenval seinem Auftrag weder im ganzen noch in dessen Teilen gerecht geworden ist. Aber ganz abgesehen davon, daß Besenval zwischen lauter verfeindeten Instanzen sich befand, zwischen dem Kriegsminister und der Pariser Polizei wie zwischen dem König und der Nationalversammlung, war die Zeit des Befehlens endgültig vorbei. Als Ludwig XVI. drei Tage nach dem Bastillensturm aus den Händen des Pariser Bürgermeisters die Trikolore annahm, sanktionierte er zugleich das Verhalten derjenigen seiner Diener, die vor der Entfesselung des Bürgerkriegs zurückgeschreckt waren. In der Folge ist übrigens Besenval nicht wegen Verbrechens gegen die Majestät, sondern gegen das Volk, vor Gericht gezogen worden. Im Begriff, sich nach dem Rat des Königs in die Schweiz zu begeben, wurde er verhaftet, durch das Eingreifen seines Landsmannes Necker vom wahrscheinlichen

---

[1] «Mémoires de M. le Baron de Besenval», t. III. Paris 1805, S. 323 ff. Man hat in dieser Charakteristik Marie Antoinettes schon einen Racheakt Besenvals gesehen. Sicher ist, daß seine Beziehungen zur Königin damals einen gefährlichen Gesprächsstoff bildeten. Ich will dem Leser einen zeitgenössischen Sechszeiler nicht vorenthalten, den ich nur in Casimir Stryienskis Geschichte des 18. Jahrhunderts, Paris 1923, S. 257, verzeichnet gefunden habe:

La Reine dit imprudemment
A Besenval son confident:
«Mon mari est un pauvre sire.»
L'autre répond d'un ton léger:
«Chacun le pense, sans le dire,
Vous le dites sans y penser.»

Tod errettet, durch die Nationalversammlung dem ordentlichen Gerichte übergeben und von diesem, nach einem wahren Monsterprozeß, im Frühling 1790 freigesprochen. Ich entnehme der im offiziösen Moniteur vom 3. März 1790 fragmentarisch abgedruckten Rede des Verteidigers Desèze die Worte, Besenval sei Angehöriger einer gerechten, tapfern und freien Nation — als solcher sei er durch Vertrag der französischen Gerichtsbarkeit entzogen — als Kommandant habe er seinem König ausschließlich nur aus Pflicht und als Emigrant aus Ergebenheit gehorcht — man könne nicht heute Verbrechen nennen, was gestern Tugend war — vor allem bestehe kein Gesetz, wogegen er sich vergangen haben könnte, und keine Möglichkeit der Strafe ohne Verstoß gegen ein ausdrückliches Gesetz: Non est delictum, nisi descendat ex scriptura legis . . .

Die Memoiren Besenvals brechen mit dem Freispruch ab. Der letzte Satz lautet: «Ich kehrte also in mein Haus zurück, wo meine Freunde mich erwarteten, in einem Zusand von Erlösung, wie ich ihn nie zuvor erlebt.» Man hat schon den ganzen Schlußteil und damit auch diesen Satz auf seine Echtheit hin bezweifelt. Besenvals Gefühle in jenem Augenblick sind vielleicht weder einem Manne, noch insbesondere einem Offizier so fremd, wie sie es zuerst scheinen. Das Schlachtfeld und die Exekution sind nicht dasselbe, wie bald hernach der Prinz von Homburg der Welt und Nachwelt in Erinnerung gerufen hat. Vor allem aber war der Baron de Besenval nunmehr ein Greis, der diesen ungewöhnlichen Erschütterungen binnen Jahresfrist erlag, durch raschen Tod entrissen einer lebensfreudigen Gesellschaft, die noch an seinem Tische saß, als er im Nebenzimmer seinen Geist aufgab. Zur Ruhe durfte er dadurch freilich nicht gelangen, weil er in seiner Eigenschaft als geschichtliche Figur noch immer Rede und Antwort stehen muß. Er ist ein echter Blutzeuge jener Leidenschaft, die uns in immer neuen Formen zur Teilnahme an der großen Jagd nach dem Glück zwingt. Für die Ehrlichkeit, mit welcher er sich dabei benommen und auch ausgesprochen, wollen wir ihn nicht schelten, sondern preisen. Wir wollen aber auch die Katastrophe nicht vergessen, zu welcher er zwangsläufig seine Zeitgenossen hinbegleitet hat. Sein Selbstzeugnis gehört dorthin, wo es auch wirklich seinen Platz gefunden hat, in die bändereiche «Collection des Mémoires relatifs à la Révolution française». Die Frage, die uns hier naturgemäß noch mehr beschäftigt, ist diese, ob Besenval ferner gehöre in die nicht minder bände-

reiche «Sammlung Schweizerischer Klassiker»? Man enthalte sich des Einwurfs, das gäbe es doch nicht! Ein weit verstreuter Schatz, den seine Eigentümer selber nicht kennen, ja anscheinend auch nicht kennen lernen wollen, bleibt darum doch ein Schatz. Nicht dieses Gesamtproblem indessen, sondern nur dasjenige Besenvals kann hier besprochen werden. Und dabei soll es sich nicht im mindesten um den Schriftsteller handeln — seine große Sicherheit und Klarheit, seine außerordentliche Fähigkeit, zu schildern und in breitem Flusse zu erzählen, sind nie bestritten worden. Wie aber steht es um seine Zugehörigkeit in anderer Beziehung? War dieser Schweizer in Paris noch überhaupt ein Schweizer? Er jedenfalls war der Meinung, an der Seine mehr für Solothurn zu wirken, als dies an der Aare möglich gewesen wäre. Nach den Umständen ist ihm hierin auch durchaus beizupflichten. Wir wissen und verstehen, daß er sich gegen den Vorwurf verwahrt hätte, ein schlechter Schweizer zu sein. Aber von fernher in die Schweiz gekommen, konnte er sie nur aus der Ferne lieben. Er bedurfte der großen Welt und mußte sie im Auslande erleben — deswegen blieb er doch aus Solothurn. Es gibt ein historisch begründetes Schweizertum, das wesentlich darin zum Ausdruck kommt, daß es, allen Nationen offen, in keiner von allen aufgehen kann. Besenval vertrat dies Schweizertum mit seltener Eindrücklichkeit. Er nennt Frankreich beharrlich «ce pays-ci», und Frankreich nannte ihn beharrlich einen Fremden. Ein boshaftes Wort, dem man durch keine Übersetzung die Spitze brechen soll, wird an ihm haften bleiben, das Wort, das eine von ihm unbesiegt gebliebne Schöne über ihn geprägt: «un Suisse à la porte de Cythère». Diesseits des Jura ist dies keine Schande — die helvetische Topographie kennt Kythera nicht. Hier erinnern wir uns nun der weitern Tatsache, daß Besenval einen ungleichen Rivalen besaß in seinem Landsmann aus Zug, dem General Zurlauben, über welchen er so gern die Schale seines Spottes ausgoß: er verewigte die über ihn umgehende Charakteristik als einer ungeheuren Bibliothek mit einem Dummkopf von Bibliothekar an ihrer Spitze. Indes besitzen wir das Resultat dieser so hart beurteilten bibliothekarischen Bemühungen Zurlaubens: es besteht unter anderm in den herrlichen «Tableaux topographiques de la Suisse» — die schönste und umfassendste Bestandesaufnahme der Schweiz, die jemals von einem Einzelnen unternommen worden ist. Was immer wir damals unser nennen durften, findet sich dort mit

opfervollem Eifer eingetragen. Von selbst versteht sich, daß dabei auch einer so repräsentativen Persönlichkeit wie Besenvals mit höchster Anerkennung gedacht wird. Zurlauben und Besenval sind unsere beiden großen literarischen Offiziere im Dienste des Ancien Régime. Sie gehören zusammen in ein und denselben Band der Schweizer Klassiker: mit ihren gegenseitigen Beurteilungen, sodann der eine mit den glänzendsten Seiten über eine untergehende Gesellschaft, der andere mit den liebevollsten Bildern der ewig unbewegten Heimat.

Der Tod Ludwigs XV.

Aus den Memoiren des Barons von Besenval
(geschrieben 1774)

Während einer jener zwei- bis dreitägigen Reisen, durch welche er immer wieder versuchte, die sinnlose Leere seines Lebens auszufüllen und Müßiggang und Langeweile, die ihn überall verfolgten, zu vertreiben, befiel den König am 28. April 1774 im kleinen Trianon ein Unwohlsein. Madame du Barry, welche befürchtete, daß auch die geringste Beunruhigung über sein Befinden in ihm jene Angst vor dem Teufel zurückrufen könnte, die beim leisesten Vorwand zu erwachen pflegte, und ihn veranlassen möchte, einen Beichtiger holen zu lassen, wollte ihn bestimmen, in Trianon zu bleiben. Hier, umgeben von der üblen Schar der Höflinge, die sich für sie erklärt hatten, brauchte sie von der königlichen Familie und den Intrigen, die man gegen sie hätte unternehmen können, nichts zu fürchten. Aber M. d'Aiguillon, der dieses Vorgehen allzu gewagt fand, veranlaßte sie, den König nach Versailles zu bringen, wohin er denn auch zurückkehrte, den Rat des ersten Leibarztes S. M., La Martinière, befolgend, der sich mit gewohnter Ehrlichkeit und rücksichtsloser Offenheit für diese Heimkehr ausgesprochen hatte.

Alle Symptome, in erster Linie die Erschöpfung, wie auch einige Schwächeanfälle, deuteten die Hofärzte, in Übereinstimmung mit den von Paris herbeigerufenen Leroi und Bordeu, auf den Ausbruch einer Krankheit; aber keiner von ihnen dachte an Pocken, insbesondere weil man überzeugt war, daß der König sie schon gehabt hatte. In der Tat hatte er in seiner Jugend in Fontainebleau